Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 5

Artikel: Tobelvolk [Fortsetzung]

Autor: Ilg, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633466

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Belletristischer Teil der „Berner Woche."

Stiller Gang.

Von Alfred Huggenberger.

Über das Feld, das mein einst war,
Bin ich heute geschritten;
Man kann zu Zeiten wunderlich sein,
Ich hätt' es nimmer gelitten.

Die Furchen sagten: Wo bleibst du denn?
Der Frühling war lieb wie selten!
Wir haben dem Fremden Geschichten erzählt,
Da fing er an zu schelten.

Geschichtlein von Alten, die still gewerkt,
Von Kinderlust, Glück und Lachen.
Der Fremde sprach: Ich will Korn und Kohl,
Was lallt ihr für dumme Sachen!

Ein Ast lag tot unterm Apfelbaum,
Den man zu stützen vergessen.
Ich hielt mich steif, als säh' ich es nicht,
Und stapfte feldein gemessen.

Beim Wiesensteig, wo man talwärts sieht,
Da zwang es mir doch den Nacken.
Der Hof. Die Pappeln. Scheuer und Zaun;
In der Sonne trocknende Laken.

Menschen gehen dort aus und ein,
Kinder werden geboren.
Heimat — du warst noch heimlich mein,
Ich hab' dich heut' verloren! Aus „Die Stille der Felder".

Tobelvolk.

Eine Dorfgeschichte von Paul Ilg. 2

Jegliche Kreatur verkroch sich in ihren Schlupfwinkel, wo er am wärmsten war. Der Fuchs, im Begriff, auf die Jagd zu gehen, hatte kaum den Kopf aus seiner Höhle gesteckt, als ihm schon ein Eisbart um die freche, bissige Schnauze wuchs. „Was ist da zu tun?" überlegte er schlotternd und warf einen verzagten Blick zurück auf die trauliche Stelle, wo die Alte mit den Jungen verwachsen schien zu einem warmen Knäuel — dann wählte er wohlweislich das kleinere von zwei Uebeln und schlich mit grimmigen Ernährersorgen dem Hühnerstall des Bauern Matthias zu.

Diesmal konnte die Sonne schon am Morgen in aller Frühe sehen, was sich in ihrer Abwesenheit begeben hatte.

„Siehst du, das kommt alles nur von deiner schiefen Stellung zu mir!" rief sie im ersten Groll, aber schließlich, als sie das eitle, liliengleiche, prächtige, gesunde Kind näher ins Auge faßte, als sie die witzigen Schnurrpfeifereien und Kinkerlitzchen des Winters — die Eiszapfen, Schneehauben, Glasblumen usw. gewahrte, da mußte die Sonne selber lachen, und dies tat sie denn auch den lieben kurzen Tag, bis die ganze Welt widerhallte vom Schlittengeläut.

Heinrich Anderegg stand schon lange am Bahnhof, als Elsbeth endlich an des Apothekers Hausecke zum Vorschein kam. Aber entgegeneilen durfte er nicht, wie sehr es ihn trieb, weil sie nicht ins Gerede kommen wollte. Um so schneller flogen ihr seine Blicke zu. Sie hatte jenen freien, sorglosen Gang von Mädchen aus achtbaren Häusern, die mit dem Bewußtsein ihres Wertes ein gelassenes, gutherziges Wesen verbinden. Hochmut macht eckig, Eitelkeit geziert, und wer seiner selbst nicht sicher ist, wird bei den Blicken der andern leicht ins Zappeln geraten. Das in der französischen Schweiz gemachte „Fräulein" Stadler hatte in Haldenstein und Umgebung keine Rivalin, die ihr nach Schönheit und Besitz den Rang streitig machte. Die Grubmüllers Tochter war vielleicht eine reichere Partie, aber ungebildet, bauernstolz; des Doktors Malwine hinwieder hatte die Blütezeit schon hinter sich und konnte Elsbeth erst recht nicht gefährlich werden. Wer von den jungen Männern, die sie kannten, begehrte sie nicht?

Heinrich erschrak, wohl öfters aus Angst als aus Freude, wenn ihm alle Vorzüge seiner Geliebten zugleich vor die Seele traten.

„Wär' ich nur zwei Jahre weiter, so brauchte mir darum nicht bang zu sein!" dachte er dann, denn er wußte sehr gut, daß sein verborgener innerer Wert der Welt noch lange nicht als Aequivalent für Elsbeth Stadlers große sichtbare Gaben erscheinen werde. Auch jetzt mußte er erst wieder langsam an ihr emporwachsen, Gewißheit aus ihren treuen Augen holen, eh' diese Beklemmung wich. Sie begrüßten sich nach Abrede fast steif, als seien sie nie aneinander warm geworden, und sprachen vernehmlich über gleichgültige Dinge. Heute wollte es jedoch ein schnöder Zufall, daß sich der spaßhafte Ortsvorsteher zu ihnen gesellte.

„Wohin, wohin in der Kälte?" erkundigte sich der wackelnde Mann mit listig blinzelnden Aeuglein. Der Schnee knirschte wie vor Schmerz unter seinen plumpen Tritten. „Wollt Ihr zusammen die Aussteuer kaufen?" Dazu schüttelte er beiden die Hand wie ein heuchlerischer Gratulant.

„Getroffen! Und morgen kommen wir dann zu Ihnen — zum Aufbieten, wenn's dem Fräulein Braut recht ist!" parierte Heinrich gewandt, denn der Vorsteher war zugleich Zivilstandsbeamter.

Elsbeth fand nicht so schnell den verwegenen Spottvogelton. Sie wurde immer gleich feuerrot.

„O, ich kann schon noch eine Weile warten!" sagte sie fast beleidigt und guckte bolzgerade in die Luft, wo nicht ein Deut zu sehen war. Der ungebetene Gast hingegen dachte: „Schau, schau! Da bin ich ja richtig jemandem auf die Hühneraugen getreten! Wohl bekomm's!"

Er stellte noch einige anzügliche Fragen. Ob denn heutzutag die Dichterei ihren Mann so gut ernähre? Früher hätten doch dieser Gattung Leute am Hungertuch nagen müssen! Worauf Heinrich ein bischen gesalzen zur Antwort gab: „Ja, die Welt hinter Haldenstein fange allmählich an, der großmächtigen Dummheit den Gehorsam

zu verweigern. Es sei draußen schon gar nicht mehr gefährlich, sich ohne ihre Kokarde sehen zu lassen!" Zum Glück für die beiden kam gerade des Vorstehers Zug angedampft; er fuhr nach der andern Seite. Doch konnte er's nicht unterlassen, im Abgehen dem Stationschef zu winken, indem er mit dem Daumen zurück auf das entpuppte Pärchen wies: „Wenn man doch auch noch einmal so jung und so nah dran wäre!"

„Frecher Wanst!" knurrte Heinrich. Er hatte in dem Benehmen des Mannes deutlich eine feindselige Mißachtung seiner Person erkannt.

Elsbeth wußte nicht, wohin fliehen vor innerer Pein. Endlich konnten sie einsteigen. Heinrich hatte schnell einen kleinen leeren Abteil der zweiten Klasse gefunden, aber erst, nachdem die Station verschwunden war, durfte er sich neben die Freundin setzen und den echten Gruß der Liebe mit ihr tauschen. Dieses leider allzu kurze tête-à-tête im Bahnwagen war nun einmal das Schönste an ihren Zusammenkünften, der einzige Ort, wo sie ungestört eins am andern hängen, sich in die Augen sehen, wieder und wieder umhalsen durften! Aber diesmal war ihnen die Freude fast ganz verdorben. Während sie sonst in dieser Viertelstunde beide mit Worten geizten, um nur ja die kostbare Zeit nicht unweise zu vertrödeln, machte sich Elsbeth heute gar bald von seinen Armen los und drückte ihre Sorgen in einem schweren Seufzer aus. Er sah von unten her in ihre unfreundlichen Sterne.

„Was hast Du? Ist es wegen dem blöden Witzbold?"

„Ach, wenn's nur das wäre! Aber irgend jemand muß es meinem Vater hinterbracht haben!" sagte sie, nun selbst davon überzeugt, und ließ sich müde in die gepolsterte Ecke fallen. Ihn anzusehen vermochte sie nicht. Er suchte ihre Hand im Muff und preßte sie vor Entsetzen. „Dann steht es nicht gut um unsere Sache!" schoß es ihm durch den Kopf. Laut fragte er nur, woher sie das wissen wolle, und dann, als sie stark unterstrichen, selbstquälerisch erzählte, was zu Hause geschehen, gingen beide eigenen Gedanken nach, wie Menschen, die auf verbotenen Wegen schleichen.

Er sah hinaus auf den See, von dem ein feiner Dampf aufstieg, der aber gleich wieder zerging. Das leicht bewegte Wasser hatte eine glanzlose, öde Bläue. In Ufernähe schwammen, verloren schaukelnd, einige Taucher und Wildenten. Und das Schilf fegte vorüber mit vertrockneten, hängenden Büscheln. Nur der lange weiße Inselstreif drüben war noch sonnenbeschienen. Winzige Fünklein sprangen unter schneebedeckten Dächern hervor, und das große vergoldete Kreuz auf der Kirche leuchtete weit umher, herrlich, gleich einem Fanal für schiffbrüchige, verirrte Seelen.

Heinrich wollte, ergriffen von diesem Bild, auch ihren Blick darauf hinleiten, damit sie, vielleicht urplötzlich vom Glauben an das gemeinsame Los durchdrungen, wieder zurückkehre in sein Bereich, so recht als ein vertrauendes Mädchenherz, das alle guten Dinge allein von der stärkeren Hand des Geliebten erhofft.

Was hielt ihn ab? Welche Macht stieß ihn so schroff herunter von der Höhe der Illusion? Er konnte seine Hand nicht ausstrecken und weit weniger noch mit wahrem Gefühl aussprechen, was ihn eben noch bewegte. Ein freches, lauerndes Gesicht mit in die Stirne hängenden schwarzen Strähnen tauchte vor ihm auf — —

Er mußte die Augen schließen.

„Bestreite doch ganz einfach, daß wir . . . uns näher kennen, wenn dich der Vater fragen sollte!" begann er gegen seine bessere Einsicht zu sprechen. Es klang ihm selbst schnöd, unbeherzt. Was sie vielleicht aus mädchenhafter Angst vor väterlicher Willkür von selbst getan hätte, bekam nur durch seinen Zuspruch eine gemeine, abstoßende Strolchsfratze. Und dann schwätzte er hastig weiter, obwohl er sich fragte: „Was für ein Teufel spricht aus mir?" von „Zeit gewinnen gegen bäuerische Beschränktheit", von großen Erfolgen, die bald einmal an dem engen Horizont des Haldensteiner Bürgermeisters aufgehen würden — bis sie ihn zornig unterbrach, er möge sie doch nicht solche Geringschätzigkeit ihres Vaters hören lassen, das könne sie ganz und gar nicht vertragen! Seine Verwirrung konnte sich nicht mehr verbergen und das Selbstgefühl schrumpfte ein wie Gallert an der Sonne, als sie sich auf einmal seiner Zärtlichkeiten erwehrte.

Schon war die Station vor Treustadt erreicht.

Nur als Ahnung schwebte ihm vor, wie er jetzt zu ihr hätte sprechen müssen, um ihre Zweifel zu zerstreuen. Ja, einer schönen Insel gleich lag es im trüben Strom seiner Gefühle und er selbst lief hielflos am andern Ufer auf und ab: „Wenn ich nur dort hinüber könnte!"

Elsbeth hatte lange darauf geharrt, sie konnte den Mut zu dieser Liebe nicht finden aus eigener Kraft, ohne das selige Geleucht seiner Begeisterung. Jetzt war sie fast himmelweit entfernt von ihm, er kam ihr nicht mehr wie ein hochgemuter Künstler vor, der seine Umgebung heimlich überragte und eines Tages plötzlich aller Welt in seiner wahren Größe sichtbar würde. Sie dachte statt dessen an zwei junge, reiche Treustädter, die ihr schon lange den Hof machten, und schließlich war sie nahe daran, in die Denkart ihres Vaters einzulenken. Woher wollte eigentlich Heinrich wissen, daß gerade er sein Ziel so bald erreiche? Hörte man nicht fortwährend von jungen Schriftstellern, die aus Verzweiflung über Mißgeschick und Dürftigkeit ihr Leben gewaltsam beschlossen? Und wenn sie sich vollends seiner Abkunft erinnerte — — o Gott, wieviel Abneigung gab es da noch zu überwinden! Warum mußte er denn durchaus im Tobel droben leben? Es widerstrebte ihr, jemals die Rede darauf zu bringen, denn ihr war nicht verborgen geblieben, daß seine Base Marei allabendlich nach Hause kam — —

Sie sah aus ihrer Ecke starr nach den dick bereiften Telegraphendrähten, die leise schütterten vom Luftdruck und einen Sprühregen blitzender Atome verstreuten.

„Wir kommen nie zusammen, nie zusammen, nie zusammen!" hörte sie aus dem Rattern der Radachsen, und als sie schärfer hinhorchte, vernahm sie sogar deutlich: „Zum letztenmal, zum letztenmal!"

Im Augenblick der tiefsten Erniedrigung besann sich Heinrich auf ein Zeitungsblatt, das er für Elsbeth mitgebracht hatte. Es enthielt eine kürzlich erschienene Empfehlung seines ersten Büchleins; unter den lobenden Worten

stand der Name eines berühmten Dichters. Das zog er nun hervor.

„Willst du einmal sehen, was da geschrieben steht?" fragte er heiser und lehnte seinen Kopf schwach gegen ihre Schulter. Sie las die ersten Sätze beinah' mit Widerwillen, zum erstenmal ohne das günstige Vorurteil, das sie sonst seinen Leistungen entgegenbrachte. Aber bald schmeichelte die hohe Anerkennung ihrem unerfahrenen Herzen, die Worte der Schrift begannen leise zu klingen, dann mehr und mehr, bis gegen den Schluß eine hinreißende, berauschende Musik daraus wurde, die ihr die Brust dehnte, heiße Tränen entlockte. Tränen der Reue, der Treue, der Liebe, des Jubels!

Erschüttert sank er vor ihr nieder, dankbar umfaßte er ihre Knie.

„Schenk' mir nur weiter dein Vertrauen, Els' — tu's, dann kann ich alles erreichen! Dann wird bald alles gut. Ich schwöre dir, du wirst noch einmal" —

Die Stimme versagte ihm, er begrub schluchzend den Kopf in ihrem Schoß und legte die Arme um ihre schön gewölbten Hüfte.

Da tat Elsbeth Stadler ein stummes, heiliges Gelübde, nie und nimmer von diesem lieben Menschen zu lassen.

„Du allein hörst es, großer Gott im Himmel! Und ich will nicht selig sterben, wenn ich den Schwur nicht halte!" betete die fromme Seele. Indes ihre Tränen auf seine Locken tropften, strich ihre Hand beschwichtigend, Ja sagend darüber hin. Beide hatten vergessen, wo sie sich befanden. Indessen ließ das Trommeln der Räder mählich nach, und als der Zug schon beinah' stand, schraken sie wie die armen Sünder auf aus dem Taumel der wiedergefundenen Liebe. Sie waren die letzten, die ausstiegen. Und als wollte sie ganz Treustadt herausfordern, legte Elsbeth zum erstenmal vor aller Augen den Arm in den seinen. So hochgeehrt hatte sich Heinrich noch nie gefühlt! Er mußte sich ordentlich recken und strecken, um die Höhe ihrer Gestalt zu erreichen. Was jedoch seine sonstige Erscheinung anbetraf, brauchte sich das Mädchen seiner wahrlich nicht zu schämen. Er hatte gern die Hälfte seines Geldes an städtische Kleidung gewandt, und wenn Elsbeth die einzige Haldensteinerin war, die weiße Glacéhandschuhe trug, so hatte er dort gewiß keinen Rivalen in Lackstiefeln und einem Mantel mit blauem Samtkragen!

Sie zog ihn geradezu mit sich fort. Kaum kannte er sie mehr, denn ausgelassen und selbstgewiß wie jetzt war sie noch nie gewesen! Gleich großartigen Käufern schritten sie dem belebten, wimmelnden Weihnachtsmarkt zu, sahen sich tausend wünschenswerte Dinge an, und jedes bedachte im stillen, womit es das andere zum Fest überraschen könnte. Der Marktplatz war voll von altersgrauen Bretterbuden. Gott, was gab es da für Ueberfluß! All das Spielzeug, die Berge von Honig- und Lebkuchen, der glänzende Flitterkram für die Christbäume — zuviel für Augen und Ohren. Besonders hatte es Heinrich ein Filzschuhstand angetan. Die vielen Bataillone stehender, hängender, aufgeschichteter — außen schwarzer, innen weißer — Studierpantoffeln nahmen ihn völlig gefangen.

„Gott sei Dank, jetzt endlich weiß ich, was mir noch gefehlt hat zur Vollkommenheit!" sagte er zu seiner Begleiterin. „Da bin ich nun so alt geworden, und oft, wenn ich in meiner Stube grübelnd auf und ab ging, da vermißte ich sozusagen den letzten, intimsten Reiz des Behagens und konnte nie darauf kommen, was es eigentlich sei. Und denke dir, nun sind es ganz einfach solche Filzpantoffeln!"

„O du dummer Gimpel!" Sie mußte weidlich lachen. „Dann will aber ich dir ein Paar schenken, damit das Behagen desto größer ist!" Gleich hatte sie die Schuhe bei der Hand. Er mußte wie ein zu beschlagendes Pferd den Fuß aufheben und Elsbeth nahm das Maß von der Sohle. Als sie jedoch dem „armen Verkäufer" so recht hartnäckig einen halben Franken vom Preis abhandelte, lehnte sich Heinrich gegen solche Blutsaugerei auf und wurde dafür mit Schimpf und Schande in die Flucht geschlagen. Dann kamen sie an einen Seidenstand. Elsbeth entwickelte alsbald ein Interesse und eine Sachkenntnis, daß ihm vor heidenmäßigem Respekt eine große Spinne den Rücken hinauflief. Wo nahm das Mädchen bloß diesen energischen Hausfrauengeist her, der dem doppelten und dreifachen Alter noch Ehre gemacht hätte? Sie wühlte alles durcheinander, vertröstete den Mann auf bessere Gelegenheit, ohne einen Faden zu kaufen, und trotzdem machte ihr der Händler die ergebenste Verbeugung. Es tat Heinrich wohl bis in die Zehenspitzen.

An der nächsten Bude revanchierte er sich. Ein dick eingemurmeltes typisches Marktweib mit erfrorenen Händen und Backen, das beständig von einem Fuß auf den andern trat, hatte da Süßigkeiten feil.

„Echte Basler Leckerle, Appenzeller Biberfladen, Pfeffernüsse!" plärrte die Dicke lieblos, wie wenn es Kohlköpfe wären.

„So, nun kommt die Reihe an Sie, gute Frau!" sagte der feine junge Herr wichtig. „Lassen Sie sehen, was da Gutes zu haben ist!"

Die Händlerin geriet in zappelnde Beflissenheit, nannte Qualitäten und Preise, betupfte dazu jeden Gegenstand mit den appetitlichen Fingern und war übrigens sicher, diesmal einen schönen Batzen einzuheimsen. Man kannte diese angehenden Hochzeitspärchen!

Nach langem Mäkeln und Lungern nahm er ein winzig kleines Lebkuchenherz mit rotem Zuckerguß, steckte es in Elsbeths Tasche und fragte die Frau mit der unschuldigsten Miene von der Welt, was er zu bezahlen habe.

„Gott behüte! Das wird doch nicht etwa alles sein?" meinte diese, verduzt über solch eine Unverfrorenheit, während Elsbeth sich vor verhaltenem Lachen hinter den Muff verstecken mußte.

„Hier ist ein Franken dafür!" sagte Heinrich gelassen und verließ den Stand. Es war gut der zehnfache Preis. Und die Wirkung wie gewünscht!

Elsbeth hörte sofort auf zu lachen, puffte ihn empört in die Seite und begann, ihm auf Französisch den Text zu lesen.

„Du bist nicht recht gescheit! Das kostet ja höchstens zehn Rappen. Was machst du denn für dumme Witze? Es ist ja schad ums Geld!"

„Das kommt bloß von deinen Knausereien. Die muß ich wieder gut machen — auf die Art. Vielleicht treib' ich

dir das gräßliche Markten, das ich nicht leiden kann, beizeiten aus!"

O weh! machte sie da giftige Augen an ihn heran!

„Seht mir doch den großen Herrn! Wohl, du mußt es ja recht leicht verdienen, dein Geld, daß du so närrisch damit umgehst. Pfui, nein, mit so einem nichtsnutzigen Verschwender fange ich überhaupt keinen Hausstand an!" schalt sie halb im Ernst, halb im Scherz. Sie hatte nun einen so köstlich überlegenen, vormundschaftlichen Ton gegen ihn angenommen, daß er am liebsten immer nur dumme Streiche ersonnen, ihren Zorn herausgefordert hätte.

Auch vor dem Christbaumwald blieben sie eine Weile andächtig stehen. Heinrich wurde schier ein wenig traurig gestimmt, als sie erzählte, daß bei ihr daheim noch jede Weihnachten ein Baum brenne wie zu Kindszeiten. „Ach, wenn wir doch wenigstens Weihnachten übers Jahr zusammenfeiern könnten?" seufzte er leise, worauf auch Elsbeth in melancholische Gedanken versank. Ach, ja, ja — es sah halt noch gar nicht so recht danach aus! Ihrer Liebe mußten noch starke Flügel wachsen, um über all die trennende Zeit, die großen Hindernisse hinwegzutragen. Auf den Beistand der Eltern durfte sie nicht zählen. Und Heinrich, ohne deren Segen, in die entsetzliche Lebensungewißheit folgen —? Der bloße Gedanke daran machte sie frieren!

„Weißt du was?" sagte sie dann plötzlich sehr ernst. Er sah, daß sie selbst erschrak vor dem, was sie offenbaren wollte. Eine Weile blickte sie mit ungewissen, suchenden Augen zu Boden.

„Ja, so sag' doch — woran denkst du? Heraus mit der Sprache!" Ihm sagte eine gute Ahnung, daß er ihr Mut machen mußte. Doch da faßte sie schon wieder seinen Arm, schmiegte sich dicht an ihn heran und erklärte mit einer Entschlossenheit, die Berge versetzen konnte. „Wir gehen jetzt ganz einfach zusammen zu Tante Gritta und stellen uns als Verlobte vor. Hast du Lust? Ich muß jemand haben, der's weiß. Und außerdem kann uns die noch einmal gute Dienste leisten. Umsonst ist sie nicht des Vaters Schwester! Wenn du ihr nur ein bischen gefällst, steht sie zu uns wie ein Soldat."

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Dichter-Jubiläen.

Am 26. Dezember des verflossenen Jahres wurde Alfred Huggenberger ein Fünfzigjähriger und am 23. Januar letzthin hat Frau Lisa Wenger ihr sechzigstes Jahr erfüllt. Wir haben allen Grund, diese Tatsache aufzuheben und der beiden trefflichen Menschen und Künstler, des Thurgauers und der Basslerin — halb ist Lisa Wenger eine Bernerin — mit einigen Worten zu gedenken. Denn wir durften sie beide zu Freunden und Mitarbeitern unseres Blattes zählen schon von Anfang an. Es freut uns, auf ihre zahreichen Beiträge in den 7 Jahrgängen der „Berner Woche" hinweisen zu können. Es freut uns auch, auf die Zeilen verweisen zu können, die im ersten Jahrgang dieses Blattes über Lisa Wenger (S. 147) und über Alfred Huggenberger (S. 219 f und 226 f) geschrieben wurden, zu einer Zeit, da ihr Ruhm noch nicht in aller Welt verkündet wurde. — Doch seither sind Jahre verflossen. Wir müßten zu den damals gezeichneten Dichterbildern zahlreiche neue Züge beifügen, wollten wir sie mit dem Wissen ergänzen, das wir aus den seither entstandenen neuen Büchern ziehen. Von Alfred Huggenberger sind in diesen 6 Jahren erschienen: Die Gedichtssammlung „Die Stille der Felder" (1913), die beiden Novellenbücher „Das Ebenhöch" (1912) und „Dorfgenossen" (1914), die beiden Romane „Die Bauern von Steig" (1913) und „Die Geschichte von Heinrich Lenz" (1916) und neuestens das Kinderbuch „Aus meinem Sommergarten". Lisa Wenger schenkte uns die Novellensammlung „Irrende" (1913), die drei Romane „Die Wunderdoktorin", „Der Rosenhof" (1905) und „Er und Sie und das Paradies", letzterer noch nicht in Buchform erschienen. Als freundliche Zugabe legte sie im Ausstellungsjahr das Heimatschutz-Theaterstück „Das Zeichen" hinzu.

Alfred Huggenberger in seinem Heim. Phot. Hausammann, Heiden.

* * *

Alfred Huggenberger steht mit seinen 50 Jahren nicht nur auf der Höhe des Lebens, sondern auch auf einem Ruhmesgipfel, wie ihn nur wenige Schweizerdichter erklommen haben. Frauenfeld, die Hauptstadt seiner engern Heimat, versammelte in öffentlicher Feier die Bürger um den Dichter, um diesem und der Welt zu zeigen, daß es diese Tatsache zu würdigen verstehe, und zahlreich waren die literarischen Kundgebungen*) zu seinem Jubiläum. Doch hat es keinen Sinn aufzuzählen, was andere lobens-

*) Der Verleger des Dichters L. Staackmann in Leipzig kündigt ein Buch über Alfred Huggenberger an aus der Feder des Schriftstellers K. H. Maurer, Ermattingen.